

BUNTE WELT

Nr. 41

Unterhaltungsbeilage

1935

Seine größte Enttäuschung

Von Ellen Lenzi

Kam Robert spät müde und abgepannt aus dem Büro, so pflegte er nach dem bescheidenen Abendbrot in der lieblos möblierten Junggesellenbude — Blüschmöbel plus Familienphotographien — die Zeitung zu lesen. Er war Abonnent eines bürgerlichen Blattes, schließlich, fand Robert, ist man doch als Angestellter etwas „Besseres“, das seinen Lesern die Wirklichkeit rosiger gefärbt vorzuführen liebt. Im politischen Teil schien alles nur halb so schlimm, die Wirtschaftsbeilage stand ganz unter dem Einfluß der mächtigen bourgeoisen Partei, über Kunst schrieb ein Eisenbeinturm-Kritiker sanft und lau, im Feuilleton aber tummelten sich alle Wunschträume vercourtésmaßer junger Männer und Mädchen.

Am liebsten jedoch las Robert die Sachen von „Frau Christine“. Frau Christine schrieb kleine Plaudereien, netzlich, lieblich, gab gute Ratsschläge für Schönheitspflege und zur Erhaltung der Jugend. Robert, der Wert darauf legte, dem weiblichen Geschlecht zu gefallen, las sie ebenso eifrig wie die Mädchen und Frauen, er turnte, badete und massierte sich nach den Lehren von Frau Christine. Gerade heute stand wieder ein Artikel von ihr im Blatt. Darin beherrschte die Dame ihre Leser, auf welche Weise man sich die Haut frisch und blütenzart, die Muskeln fest, die Linie schlank erhalten könne.

„Eine Frau, die das alles weiß und anwendet, muß der Venus selber gleichen“, dachte Robert. Wohllich, als er im Dämmer einer kleinen Leselampe auf dem Blüschsofa vor sich hinauskamte, überkam ihn der vermessene Wunsch, jene Frau Christine einmal persönlich kennen lernen zu wollen. Gewiß war sie tollendet schön. Gewiß vermochte sie sich ihrer Anbeter, die sie bestürmten, kaum zu erwehren. Höchstwahrscheinlich würde sie ihn überhaupt nicht empfangen, wenn er in die Redaktion kam. Er sah in Gedanken schon die Sekretärin — eine Frau Christine hatte natürlich solch hilfreiches Wesen zur Verfügung — auf sich zutreten: „Frau Christine bedauert, aber sie hat heute wirklich keine Zeit. Vielleicht teilen Sie ihr schriftlich mit, was sie wünschen . . .“

Trotzdem kann man es einmal probieren, überlegte Robert. Er sprang von dem grünen Möbelstück, hierde jeder Schreckenskammer, auf, trat vor den Spiegel. Nein, er war kein übler junger Mann. Gerade und gut gewachsen, braune Augen, ein kleiner Schnurrbart auf der Oberlippe, wie er neuerdings mit dem Wiederauftauchen romantischer Gefühle in Mode kam. Man mußte nur Mut haben. Kräftig turnte Robert am Abend und am nächsten Morgen nach den Anweisungen, die Frau Christine ihn gelehrt hatte. Ging ins Büro und bat um kurzen Urlaub. Er müsse zur Steuerbehörde. Sein Chef senfte, hatte nichts dagegen. Er wußte, was das bedeutete. Mit

schmerzlichem Blick sah er dem jungen Mann nach, als dieser das Privatkonto verließ.

Die Redaktion der Zeitung war nicht weit vom Büro entfernt. Robert klopfte das Herz, als er so durch die Straßen ging. Er hatte — ist doch Ehrensache — natürlich schon allerlei Liebesabenteuer bestanden. Mit kleinen Mädchen, wie sie ihm die Gelegenheit bot. Aber eine Frau Christine? Sicher würde er sich höchst ungeschickt benehmen, alle wohlüberlegten Worte im Augenblick, wie er ihr gegenüberstand, vergessen.

Da war das Gebäude der Zeitung. Vertriebsamkeit erfüllte es. Der Förster wies ihm den Weg zum Anmelderaum. Dort sahen viele Leute, die alle hofften, ihr Leib- und Magenblatt könne sie in jeder Situation des Lebens beraten. Den Wartenden wurden kleine Zettel vorgelegt, auf die sie notieren mußten, wen sie zu sprechen wünschten und in welcher Angelegenheit. Robert schrieb: „Ich bitte darum, mit Frau Christine in einer privaten Angelegenheit reden zu dürfen.“

Voll Herzklopfen sah er der Rückkehr des Boten entgegen, der ihm den Zettel abgenommen hatte. Robert brauchte gar nicht lange zu warten. Höchstens ein paar Minuten. Dann war der Bote wieder da. „Bitte kommen Sie“, er sprach gewandt, mit fester Gelassenheit. Menschen hinein- und hinausbefördern war sein Beruf. Die Gänge, über die Robert geführt wurde, waren grau, nüchtern. Es roch nach Dunderkürze, nassem Papier, nach Staub und Unausgeräumtheit. Nicht viel anders als in seinem Büro war die Atmosphäre. „Und hier“, dachte Robert, „muß dieses engelgleiche Wesen sitzen und seine Träume über Schönheit des Körpers, Harmonie der Seele schreiben. Arme Frau Christine!“ Er schritt aus wie ein Held, der gekommen ist, die im Kerker schmachtende Königs-Tochter zu befreien.

„Bitte“, sagte der Bote noch einmal und riß die Tür zu einem kleinen Zimmer auf. Gleich darauf schloß sie sich wieder hinter Robert. Nun war er allein und ganz auf sich angewiesen. Sähen hob er den Blick. Am Tisch saß eine ältliche Dame, das Haar hing angegraut, unordentlich um ihre Stirn. Sie bemühte sich, gerade als Robert eintrat, hinter vorgehaltener Hand ein langes Gähnen zu verbergen. Ihre Augen sahen abgepannt und ohne Neugier auf Robert. Am Redaktionsstisch, der mit Papier, Zeitungen und Zeitschriften bedeckt war, wirkte sie klein und dicklich.

Robert wußte nicht, was er sagen sollte. Stand tödlich verlegen. „Frau Christine?“, stotterte er endlich. Die Angeredete nickte. „Bin ich. Sie wünschen mit mir zu reden? Nehmen Sie Platz. Worum handelt es sich?“ Frau Christine sprach sachlich, zweckmäßig. Ihre Stimme klang sogar angenehm. Es war eine

milde Traurigkeit darin. Robert sehte sich. „Was sag ich nur, was sag ich nur?“ schoß es ihm durch den Kopf. Und plötzlich geschah das Unerwartete. Robert, noch zu jung, zu unverbunden, um in den Künsten von Schmeichelei und gefellschaftlicher Verstellung geübt zu sein, plagte einfach mit der Wahrheit heraus. Sagte, daß er in der Absicht gekommen war, ihr seine Liebe zu erklären. Nach allem, was sie schrieb, habe er sich ein Bild von ihr gemacht, sie sich gedacht schön, anmutig, überwältigend, reizvoll.

Frau Christine betrachtete den jungen Mann, dessen Mutter sie gut und gern hätte sein können, mit flüchtigem Nicken. Seine Ehrlichkeit gefiel ihr. Sie wirkte entwaffnend. Und hatte zur Folge, daß auch sie mit diesem ihr völlig fremden Menschen unbefangen, fast freundschaftlich redete.

„Alles törichte Illusionen“, sagte Frau Christine. „Lieber Junge, denken Sie nur nicht, daß ich diesen ganzen Quatsch da schreibe, weil er mir Spaß macht. Im Gegenteil, es — verzeihen Sie — köst mich mitunter geradezu an, Zeilen über solchen Blödsinn zu schreiben. Aber dann denke ich, daß ich die Miete am ersten zahlen muß, die Waschfrau und den Kohlenhändler. Von den teuren Schönheitspräparaten, die ich empfehle, habe ich selbst noch nie eins gebraucht. In meiner Jugend hatte ich sie nicht nötig, und jetzt kann ich sie mir nicht leisten. Abgesehen davon, daß ich überzeugt bin, sie nützen sowieso nichts. Doch darüber dürfen Sie nicht sprechen. Sonst fliege ich hier raus und kann verhungern.“

Robert starrte vor sich hin wie einer, dem alle Felle weggeschwommen sind. Frau Christine stand auf — sie war wirklich klein und dicklich, trat auf den jungen Mann zu und klopfte ihm quinnützig auf die Schulter. „Nicht den Kopf hängen lassen. So wichtig ist die Sache nicht. Nebst dem, falls es Sie tröstet, als ich jung war, galt ich wirklich für hübsch. Ich war Schauspielerin und drei Jahre erste Liebeshaberin in Chemnitz. Dann heiratete ich, doch später lieb mich mein Mann, das Uder, süßen. Kürs Theater war ich inzwischen zu alt geworden, da verfuhrte ich's mit dem Schreiben. Es langte aber nur für Plaudereien über Schönheitspflege. Doch das ist handfeste Ware. So was braucht eine Zeitung dieses Stils. Trösten Sie sich, mein Lieber, es wird nicht Ihre erste Enttäuschung sein.“ — „Nein“, sagte Robert, und stand auf. „Nein, es ist nicht meine erste Enttäuschung, aber es ist die größte, die allgeröchste, die ich bis jetzt erlebt habe.“ Dann ging er. Frau Christine sah ihm noch eine Sekunde mit kleinem Lächeln nach. Dann nickte sie die Abschied, sehte sich wieder hinter ihren Redaktionsstisch und begann eine Plauderei fürs Abendblatt zu schreiben. Sie trug den Titel: „Wi: man noch als Großmama die Männer bezaubern kann“.

Ein Kind entscheidet

Von Pierre.

In einem Ort bei Bilsen kam die Frau eines Bahnbeamten zur Gendarmeriestation und teilte dort mit, daß sich ihr Mann in einem Anfall von Lebensüberdruß den Hals durchgeschnitten habe. Während die Gendarmerie in dem Hause des angeblichen Selbstmörders Untersuchungen anstellte, begab sich das fünfjährige Töchterchen des Bahnbeamten zur Nachbarfamilie und sagte dort: „Ich habe heute Nacht etwas gesehen. Meine Mutter hat dem Papa den Hals durchgeschnitten.“ Auf Grund dieser Mitteilung wurde die Frau festgenommen und gestand nun, ihren Mann aus Eifersucht umgebracht zu haben.

In dem Zimmer, dessen Nachtdunkel der mattglänzende Schein des halben Mondes in ein seltsames, unwirklich-transparentes Licht taucht, sitzt die Frau hochauferichtet im Bett, während ihre Augen starr und unheimlich glänzend den Mann betrachten, der schlafend neben ihr liegt. Er liegt ganz still und friedlich, der Anflug eines Lächelns scheint über seine locker ruhenden Lippen zu fliegen. Manchmal bewegt er sich im Schlaf, er träumt offenbar, aber der Traum muß leicht und beschwingt sein, denn der Atem des Mannes geht sorglos und fast so unbedeutend wie der eines Kindes. Totenstill ist die Nacht, totenstill ist es im Zimmer und nichts ertönt, als der leise wiegende Atem des Mannes und das unterdrückte Keuchen der Frau, die wie eine Statue aufgerichtet im Bett sitzt. Von irgendwo weht jetzt der abgerissene Pfiff einer Dampfzugmaschine ins Zimmer, melancholisch und verträumt hebt eine Kirchenglocke zu schlagen an. Sie schlägt langsam und nachdenklich, etwas wie Besinnung scheint in diesem Glockenschlag zu liegen. Das fühlt auch die Frau, die plötzlich, wie aus einer Trance erwachend, aufschrickt und sich mit einer fahrigten Geste durchs Haar fährt.

Und plötzlich öffnet sie den Mund und beginnt, wie zu sich selbst, halblaut zu sprechen. Heiser ist ihre Stimme und gepreßt, ein brennender Schmerz zittert im Tonfall, aber auch eine furchtbare Entschlossenheit. Die Augen blicken krampfhaft, aber jetzt voll Bewußtsein, Haß spielt in ihnen, ein Haß, der aus verwundeter Liebe geboren ist. Es ist ein schauriges Bild, diese Frau im vom Mondlicht übergoßenen Zimmer — den Schläfer neben sich, im wunderlichen gepenslichen Selbstgespräch.

„Das also ist deine Liebe“, sagt sie und jetzt ist ihre Stimme erlösend, „das also ist die Treue, die du mir geschworen hast. Ob ich Beweise habe, wirst du mich jetzt mit der Ueberlegenheit dessen fragen, der weiß, daß er die Krämpfe in der Hand hält. Ich brauche keine Beweise!“ Die Stimme schwillt an, wird febril, haßgeschüttelt, „du betrügst mich, du lügst!“ Dann ist sie eine Weile ganz still. In den unheimlich erregten Augen glänzt verloren eine Träne. Und fast traurig klingt ihre Stimme, als sie jetzt leise, wie weit ab von sich selbst, auf ihn einspricht: „Eine Frau fühlt doch so etwas, eine Frau, die liebt, braucht keine Beweise. Du entgleitest mir, ein fremder Mensch liegt an meiner Seite. Meine Sorgen sind nicht mehr deine Sorgen. . . . Es ist ein Mißton, zwischen uns, den ich nicht ertragen kann.“ Ein unterdrücktes Schluchzen scheint sie zu schütteln und wieder liegt die Nachtkiste wie ein Alp über dem Zimmer. Plötzlich knirscht die Frau leise mit den Zähnen, es ist ein mahlen-des fürchterliches Geräusch, das sich anhört, als

ob ein wildes Tier auf dem Sprunge sich anschickt, seinen Gegner zu zermalmen. Das Gesicht der Frau ist jetzt von bestimmungslosem Haß, von brennender Wut zur Grimasse verzerrt. Ihre Augen sind wie glühende Eisen, sie scheinen den Mann zu versengen, dessen sorgloser Atem aufreizend, unwirklich in der Luft hängt. „Du mußt sterben“, so zischt die Frau. Ihre Stimme hat jetzt einen so hohlen Klang, als sei alles Blut aus ihren Adern gewichen und ihr Gaumen trocken geworden von der rasenden Erregung, die sie durchschüttelt. Ich will nicht, daß du einer anderen gehörst. Ich will nicht, daß das Mißtrauen mich zerfrisst, daß es mich jede Stunde am Tage und in der Nacht überfällt, mich bezt und ruhelos macht. In jedem Worte aus deinem Munde höre ich eine Lüge, in jeder Liebsföngung fühle ich Hohn und Entehrung. . . .“

Tappen da nicht Schritte, schleicht da nicht jemand durchs Zimmer? Eine wahnsinnige Angst steigt in der Frau hoch, ihre Lippen beginnen zu zittern, ihre Augen werden glasig. Wie von einem unerbittlichen Zwang getrieben, greifen ihre zitternden Hände nach einem schwarzen Etwas, das sie unter dem Kopfkissen verborgen gehalten hat. Etwas Blühendes fährt durch das seidig glänzende unwirkliche Licht, das das Zimmer im Damm hält. Schon steht die Schneide des Messers wie ein unheimliches Schwert über dem Adamsapfel des Schlafers, der sich, vom Atem getrieben, langsam auf und ab bewegt. Da hält die Frau einen Augenblick inne, der gekrampfte Körper entspannt sich, ein irrez, wehes Lächeln lockert die Züge. Und mit einer unsäglich zärtlichen Bewegung streicht sie dem Schlafenden langsam über die schlafwixren Haare.

Aber dann kommt der Blutausfluß über sie, der Wahnsinn schlägt über der wachen Frau zusammen. Der Oberkörper beugt sich, wie lauernd vor, die Hände verkrampfen sich und mit einem unterdrückten Aufschrei setzt die Unglückliche dem schlafenden Mann das Messer in die Kehle. Der öffnet just im Augenblick des Erlöschens die Augen, erfühlt den kalten, scharfen Stahl an der Gurgel und wird von panischem Schrecken ergriffen. Die Augen werden starr und unnatürlich groß, das Weiße in ihnen tritt ganz heraus, aber im gleichen Augenblick verliert er das Bewußtsein. Doch der Ausdruck namenlosen Entsetzens bleibt in den weitgeöffneten Augen haften, als schon der Tod infolge Verblutung eingetreten ist.

Im Augenblick der Muttat hatte die Mörderin eine furchtbare Vision. Sie sah ihr Kind im Türrahmen stehen. Das Mondlicht übergoß die kleine Gestalt im Nachthemd und in bloßen Füßen mit einem weißen, kalkigen Schein. Die kleinen Hände hingen wie bittend in der Luft und mit einem unschuldsvollen Gesicht, in dem sich brennende Neugier und Furcht vor soviel Mädelhaftem mischten, sah das Kind auf den bleichen Vater, dessen Blut in die Rissen rann, auf die Mutter, die sich wie von Sinnen über ihn geworfen hatte.

Auf der Gendarmeriestation war eine Anzeige wegen Selbstmordes eingelaufen. Ein Beamter, so teilte eine Frau mit, hatte sich in der Nacht mit dem Rasiermesser selbst entleibt. Als die Beamten in Erfüllung ihrer Pflicht das

Haus der Tragödie betreten, finden sie eine Frau vor, die mit bleichem, angepanntem Gesicht, aber ruhig und gefaßt ihre Angaben macht. Der Tote liegt mit durchschnittener Kehle im blutbesudelten Bett. Sein Körper ist längst erkaltet, nur die Augen scheinen noch zu leben. Es sind Augen, wie sie nur ein fürchterliches Erlebnis gestalten kann. Grauen spricht aus ihnen, Entsetzen, und eine Verwunderung, die aufs tiefste erschüttert. . . .

Während die Mordkommission ihres Amtes waltet, trippelt ein fünfjähriges Mädchen durch das Gärtchen des Nachbarhauses und klopft an. Es ist die Tochter des Ermordeten. Als sie voller Arglosigkeit und in der rührenden Unschuld des Kindes vom furchtbaren Erlebnis der Nacht berichtet, berichtet mit neugier-blanken Augen, wird die alte Frau ganz bleich. Dann setzt sie sich hin, während ihr die hellen Tränen über die Wangen rollen. „Was hast du, Tante?“ sagt die Kleine und sieht tief verwundert aus.

Nach zweistündigem Verhör gestand die Mörderin, ihren Mann im Schlaf umgebracht zu haben. Sie gestand es ohne ein Gefühl der Reue, ja, ohne ein menschliches Gefühl überhaupt zu zeigen. „Total verhärtet“, sagte der dienittuende Kommissar, der das Verhör führte, kopfschüttelnd. Konnte er denn wissen, daß hier ein Vulkan erkloschen war. . . . ?

So leben wir in hundert Jahren?

Die Zukunftspantastien eines Jules Verne — von denen einige inzwischen übrigens nichterne Wirklichkeit geworden sind — werden durch die Ausführungen von Thomas Midgley, dem Vorsitzenden der Nordamerikanischen Chemischen Gesellschaft, weit übertroffen, die dieser aus Anlaß der 300-Jahr-Feier der chemischen Industrie der Vereinigten Staaten in New York gemacht hat. Es wäre wohl verfehlt, jeden seiner Sätze auf die Goldwaage zu legen, aber immerhin ist es aufschlußreich zu erfahren, wie sich die „Welt in hundert Jahren“ im Kopf eines amerikanischen Forschers malt.

Herr Midgley entwarf in einem humorvollen Vortrag das Bild von einem Durchschnittsmenschen in einer Großstadt aus dem Jahre 2035. Dieses Geschöpf wird morgens nach schönen Träumen aufwachen und sich kaum mehr Rechenschaft darüber ablegen, daß es seine Träume einer Pille zu verdanken hat, die am Abend vorher eingenommen wurde. Vielleicht ist gerade ein bitterkalter Wintertag. Es genügt ein Druck auf den Knopf, die Fenster werden hermetisch abgeschlossen, und der Raum ist sofort mit einer warmen, anheimelnden Luft erfüllt. Die Möbel und alle anderen Einrichtungsgegenstände sind bereits so eingerichtet, daß diese Beheizung in wenigen Sekunden erfolgt. Dann wird das Bettzeug, das aus einem ganz leichten und billigen, aber ebenso hygienischen Material besteht, in den Papierkorb geworfen, denn der Mensch von 2035 benutzt jede Wäsche nur einmal. Das gleiche gilt für den Pyjama, der ebenfalls in den Papierkorb wandert. Die Inanspruchnahme einer Wäscherei wäre viel zu unwirtschaftlich. Zahnbürsten wird es in dem Badezimmer von 2035 nicht geben, der Mund wird mit einer Flüssigkeit ausgespült, die sowohl alle Speisereste und fremden Bestandteile beseitigt als auch die Gesunderhaltung des Zahnfleisches sichert. Auch

das Masieren würde für den Mann der Zukunft viel zu umständlich sein, er reißt sich einfach mit wenigen Tropfen einer Flüssigkeit ein, die den Bartwuchs wie durch ein Wunder sofort beseitigt. Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß eine Unterwäsche getragen wird, die sich dem Körper gut anmiegt und die außerdem für Sommer und Winter gleich gut geeignet ist.

Das Frühstück ist nach den erprobtesten Vorschriften der Nahrungsmittelchemiker zusammengestellt. Die Ernährungswirtschaft hat inzwischen rasende Fortschritte gemacht, und beispielsweise werden Hühnerzeller im Jahre 2035 die Größe eines Fußballs erreicht haben. Die Hennen werden dann so groß sein wie jetzt die Schweine, und die Schweine werden den Umfang eines gut ausgewachsenen Ochsen unserer Zeit haben. Im Hinblick auf die ungeheuren Fortschritte der Technik wird die durchschnittliche Arbeitszeit des Menschen auf zwei Stunden beschränkt werden können, die übrige

Zeit steht also zu Musik, Sport und Vergnügen zur Verfügung.

Zu den reizvollsten Beschäftigungen in der Freizeit wird ein kleiner Abstecker zu anderen Planeten unseres Sonnensystems gehören. Das ist dann eine ganz einfache Sache, denn inzwischen werden die chemischen Forscher dafür gesorgt haben, daß der Mars mit Wasser versorgt ist und daß sich die Venus mit einer neuen Atmosphäre umgeben hat, die es auch den Lebewesen der Erde ohne Beschwerden ermöglicht, dort oben lustig und guter Dinge zu sein.

So ungefähr sieht das Zukunftsbild aus, das Herr Thomas Midgley vor der Versammlung der Amerikanischen Chemischen Gesellschaft entworfen hat. Es ist unnützlich zu fragen, wie weit sich diese Phantasien einmal in Wirklichkeit entpuppen werden. Gewiß ist aber, daß uns ein leichtes Grauen befällt, wenn wir uns ein Leben nach dem Schema der Durchschnittsmenschen aus dem Jahre 2035 vorstellen.

Der französische Antonius

Von Kurt Doberer

Seit geschlagenen zwei Stunden stand Pulke von den Angolstädter Pionieren am Grabenrand und lugte über die Acker hinüber. Er hatte den Kompaniechef und auf Zigaretten schnorren geschickt. Nun kam er von den Engländern nicht mehr zurück. Krächz, raunte Pulke an Stelle eines Fluches — Krächz.

Pulke war ein braver Katholik. Deshalb verkündete er es noch einmal gemächlich. „Heiliger Antonius“, murmelte er. „Heiliger Antonius, warum bringt der Hund keine Zigaretten!“ Krächz, schickte er nochmals, weil ihn eben eine besonders leidenschaftliche Laus biß.

„Heiliger Antonius!“ murmelte Pulke drohender und blühte scharf auf das undeutlich graue sichtbar Gemäuer der alten Kapelle, die drüben in den flachen Hängen lag.

„Auf niemand hört er halt, der heilige Antonius“, dachte Pulke erbittert. „Auf gar niemand, weil er halt so zwischen uns hüben und denen drüben sitzt.“

Mit diesen philosophischen Gedanken stand übrigens Pulke durchaus nicht allein. Es war vor allem auch die Ansicht des würdigen Feldkaplans Kumeier. „Eine Sünd ist es“, sagte der, „eine Sünd, wie der heilige Antonius draußen steht.“ Dabei dachte er an die schöne Kapelle, die ihm die Pioniere da hinten außer Schußweite gemauert hatten. Aber einen Heiligen hatte er noch nicht dazu. Und da draußen stand einer, ganz unbenuzt.

Seit Wochen hockte der würdige Feldkaplan Kumeier den Pionieren um die Ohren und greinte wegen dem Heiligen Antonius. Es schien ihm recht und billig, daß man ihm, nachdem die Kapelle gebaut war, auch den Heiligen dazu holte.

Besonders Biere, die, weil sie leidenschaftliche Nichttrinker waren, die Kolonialtruppe hießen, die hatte er für seine Mission ausgewählt. Unter ihnen war auch Pulke.

Wie wir wissen, näherte sich Pulke in seinen katholischen Gedankengängen den Wünschen des Kaplans. Aber halt die anderen —

Auf viele göttliche Segenswünsche, zusätzlich zehn Mark, hatte Kaplan Kumeier sein Angebot steigern müssen, bis alle Biere nur so halbwegs Lust hatten, den Heiligen heranzuholen. Auch dann gingen sie nur los, Pulke zu Gefallen, der seinerseits endlich diesen Antonius unter seine Bruchialgewalt bringen wollte.

Nachts als sie loszogen, regnete es. Sie matschten über die Felder und tasteten sich in das Gemäuer. Dann rüttelten sie ihn auf seinem Sockel, zogen die Pflocken heraus und nahmen ihn herunter. Es war ein hölzerner. Schön weiß war er angestrichen. „Verdammt weiß“, sagte der lange Vermann.

Dann hatte der wertige Antonius noch ein blödsinniges Format. Für einen war er zu schwer. Für zwei war er zu kurz. Man stieg sich auf die Füße beim Tragen. Nur Pulke feigte auftried. „Nu is es unser Heiliger“, grunzte er.

War aber noch nicht unser. Peng, krachte es drüben. Dann ließen die unheiligen Engländer einen Streifen durchs Maschinengewehr laufen. Weil er so schön weiß gestrichen war.

Der lange Vermann fluchte, als sie wieder im Graben saßen.

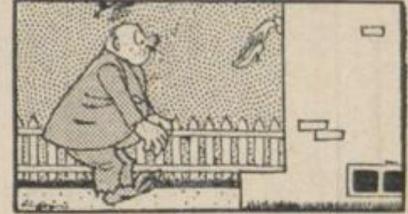
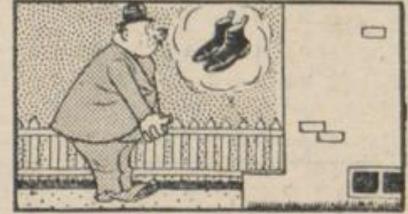
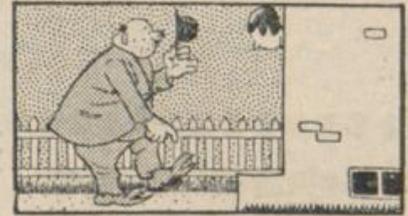
Vormittag gegen zehn Uhr kam der würdige Feldkaplan Kumeier. Pulke deutete schweigend hinaus. Da lag der weiße Antonius, dreihundert Schritt vom Graben. „Ihr werdet in guter Gut stehen heute Nacht, wenn ihr ihn holt“, meinte der würdige Kaplan salbungsvoll. Aber die Biere schwiegen.

„Wollt ihr das gute Werk nicht zu Ende —“ orgelte der würdige Kaplan erschreckt. Jedoch Pulke nickte jetzt. „Wegen der zehn Mark“, meinte Vermann mit einem wütenden Blick.

Dann kam die nächste Nacht. Vermann hatte etwas Unverständliches gebrummt und ein Seil mitgenommen. Der weiße Antonius lag da, gut zu sehen. Drüben hielt man ihn sicher für einen herausgerissenen Grenzstein. Sie schossen nicht mehr. Aber er hatte sie schon — acht Schuß. „Ha“, meinte der brave Katholik Pulke und zählte: „Sechs — sieben — acht.“ „Ha“ meinte er dann nochmals und nicht eben achtungsvoll. Dann nahm er ohne ein weiteres Wort dem Vermann seinen Strick und legte dem heiligen Antonius eine Sählinge um den Hals. „Na, zieht mal an, schleppi ihn weg.“

Pulke kam unterwegs noch einmal eine Sekunde, weil sie ihn so unerbittlich durch den Dreß dahertzogen. Aber dann schüttelte er über sich selber mißbilligend den Kopf und brummte: „Es ist halt doch ein französischer Antonius.“

Eine Dame mit zu großem Herzen und zu kleinen Füßen



Wissen Sie schon?

... womit die Vestalinnen die heiligen Feuer entzündeten? — Mit einem Brennspiegel (nach Plutarch).

... woher der Name „Australien“ kommt? — Von „terra australis“ (lat.) = südliches Land; man vermutete im Mittelalter Land im Süden des Stillen Ozeans.

... warum viele Italiener einen zackigen Korallenast an der Hals- oder Uhrkette tragen? — Um den „bösen Blick“ unschädlich zu machen, „aufzuspießen“.

... welches Buch, das als Zeit- und Gesellschaftsatire geschrieben wurde, heute ein berühmtes Kinderbuch ist? — „Gullivers Reisen“, von Jonathan Swift (1667—1745).

... was Geodäsie ist? — Feldmessenkunst (vom Griechischen ge = Erde und daio = ich teile).

... wer die hundertteilige Thermometerkala einführte? — Der schwedische Astronom Celsius (1701—1744); Einführung 1742.

... woher die Sandale stammt? — Aus Kleinasien.

... wieviel vierziffrige Zahlen es gibt? — 9000.

... welche Instrumente man mit beiden Händen und mit beiden Füßen spielt? — Orgel, Klavier, Harfe, Harmonium.

... ob Blausäure blau ist? — Nein, sie ist ein farbloses Gas, das aber in Verbindung mit Eisen blau wird.

... in welchem Jahrhundert der vor der Markuskirche in Venedig stehende Campanile erbaut wurde? — Im 20. Jahrhundert (er ist 1902 eingestürzt).

... auf den wievielten Teil seines Volumens sich Wasser zusammendrücken läßt? — Wasser ist inkompressibel, das heißt, es läßt sich nicht zusammendrücken.

(MZF.)

Rätsel

Auflösung des Buchstabenrätsels in der vorigen Nummer: Scholle, Verkauf, Eider, Weifung, Babre, Schauer, Alter, Wartung, Miene, Tertine, Vorhang, Spag, Schnitt, Haber — „Old Shatterhand“.

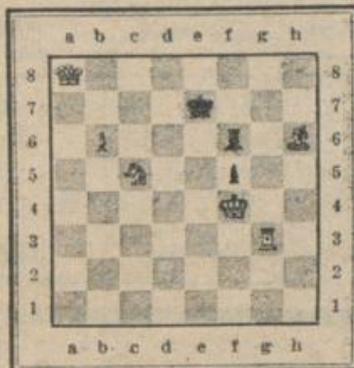
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 322.

Von Karl Traxler, Wien.
(Sammlung Spielbücher.)

Schwarz: Kc7, Tc6, Bf5. (3)



Weiß: Kf4, Da8, Tg3, Lb6, Sc5, Bb6. (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 319: Sc4-d6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Pepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Hahl Erwin, Nesteritz; Brodkorb Josef, Jägerndorf; Trütsch Gustav, Wisterschan; Eichler Emil u. Jaki Anton, Teplitz-Schönau; Robek Franz u. Walter Ludwig, Kwitkau; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Ubert Rudolf, Proseditz.

PARTIE Nr. 89.

Gespielt im Zürcher Turnier 1934.

Weiß: Gygl, Schweiz. Schwarz: Stahlberg, Schweden.

Damengambit

- | | | |
|-----|--------|--------|
| 1. | d2-d4 | d7-d5 |
| 2. | c2-c4 | e7-c6 |
| 3. | Sb1-c3 | Sg3-f6 |
| 4. | Sg1-f3 | e7-e6 |
| 5. | e2-e3 | Sb8-d7 |
| 6. | Lf1-d3 | d5xc4 |
| 7. | Ld3xc4 | b7-b5 |
| 8. | Lc4-d3 | a7-a6 |
| 9. | e3-e4 | b5-b4 |
| 10. | Sc3-a4 | c6-c5 |
| 11. | d4xc5 | Lc8xc5 |
| 12. | 0-0 | Lc5-e7 |
| 13. | Lc1-f4 | Dd8-a5 |

Weiß hat bereits das weit Überlegene Spiel.

- | | | |
|-----|----------|--------|
| 14. | Dd1-c2 | Lc8-b7 |
| 15. | Lf4-c7 | Da5-b5 |
| 16. | Sa4-b6 | Sd7xb6 |
| 17. | Lc7xb6 | Ta8-c8 |
| 18. | Dc2-a4+ | Lb7-c6 |
| 19. | Ta1-c1!! | Lc6xa4 |

Weiß bekommt mindestens zwei Türme für die Dame. Ein schönes korrektes Damenopfer, mit welchem die Partie entschieden wird.

- | | | |
|-----|---------|---|
| 20. | Tc1xc8+ | Ke8-d7 |
| 21. | Te8-c7+ | Kd7-e8 |
| 22. | Te7-c3+ | Ke8-d7 |
| 23. | Te8xb8 | Der Anziehende strebt nach Höherem, als nach einem simplen, wenn auch gegen einen Großmeister errungenen Remis. |
| 24. | Tf1-c1 | Le7-d6 |
| 25. | h2-h3 | Sf6-g4 |
| 26. | Sf3xe5 | Se4-e5 |
| 27. | | Ld6xe5 |

Dxe5 dürfte etwas stärker sein; Angriff auf h2 und b2. Doch auch dies hätte nichts mehr

Unter Oktobersternen

Von Katja

Nun ist der Sonntag vorbei,
die Lagerfeuer brennen
zu Ende,
reichen wir uns die Hände,
Kamerad, und wandern heim.

Wasch noch den letzten Topf
im leise gluckenden Bach,
in der rieselnden Silberquelle,
bald kommt die große Welle
der Nacht.

Neben wir nicht, Kamerad,
wozu?
Es geht sich so gut durch das Schweigen,
unter der Herbststernne Neigen
ist Ruh.

Bege durch Wald und durch Feld,
über Täler und Hügel im Schritt,
schwingt dir die Seele mit?
Deine Hand ist meine Welt.

Deine Hand ist mein Frieden,
uns ist hienieden
kein glückliches Los beschieden,
wir haben es schwer.

Der Tag ist raus,
Uniere Arbeit wird schlecht bezahlt,
wer weiß, wie lange wir sie haben;
ich möchte dich zur Frau.

Doch ich kann dir keine Wohnung mieten,
kein Radio kaufen und kein Grammophon,
ich kann dir überhaupt nichts bieten
von meinem kärglichen Lohn.

Ich kann dich nur sehr lieb haben,
und das ist nicht viel.
Auch vergeht mitunter
das stärkste Gefühl.

Eine Wohnung und ein Radio und ein
Grammophon

sind Dinge, die bleiben,
soll ich dir vielleicht jetzt mit einem Liebes
die Zeit vertreiben?

Sei still, sagst du, sei still,
hör durch keinen Laut die Marabie dieser
Nacht,

am Himmel halten Sterne
die aller schönste Nacht.

Im Tale glühern Lichter
so menschlich nah;
doch unterm Sternensimmel
sind du und ich nur da.

Sei nicht traurig, Kamerad,
halt hoch den Kopf, so wirst du belohnt,
Nimm mich in deine Arme.
Und wenn wir ein Kind haben, dann
trampen wir mit ihm — auf den Mond!

genützt. Die schwarze Stellung ist bereits trostlos.

- | | | |
|-----|---------|---------|
| 27. | Ld3xc6 | Dh5-b5 |
| 28. | La6-c8+ | Kd7-e7 |
| 29. | Lb6-e3 | Le5-f4? |

Das führt zum sofortigen Verlust. Besser war g5, wenn auch mit kaum allseuviel Erfolg.

- | | | |
|-----|---------|----------------|
| 30. | e4-e5!! | es droht Matt! |
| 31. | Tc1-c7+ | Ld4-e3 |
| 32. | Lc3-b6 | Ke7-d8 |
| 33. | f2xe3 | Ld4-c3 |

Schwarz gibt auf, denn es kommt durch Txf7+ und Txe8 Matt. Eine sehr hübsch gespielte Partie mit Ausnutzung aller Fehler. Verwunderlich ist, daß sich ein Großmeister, wie Stahlberg schon in der Eröffnung so überrennen läßt. Seine Spielweise ist sonst so, daß er gerade die Eröffnung recht sorgfältig zu behandeln pflegt. Diesmal eine Enttäuschung.

Anmerkungen von J. Sch.

Weiteres

„Aber Peter!“, sagte die Mutter, „als Konrad dich mit Steinen warf, hättest du nicht wieder werfen dürfen, sondern gleich zu mir kommen sollen!“ — „Aber Mutti!“, sagte der Junge, „du kannst doch gar nicht zielen!“

Der Herr Feldwebel spricht über die Manne stugenden, die jeder Soldat haben müsse und fragt dann: „Nun, also nicht allein der bunte Rock macht den Soldaten aus. Was gehört noch dazu, Meier?“ — „Die Hosen, Herr Feldwebel!“

„Mutti, es steht doch immer in der Zeitung, wenn ein berühmter Mann stirbt . . . Warum steht denn niemals drin, wenn ein berühmter Mann geboren wird?“

„Ich habe mit meinen beiden Frauen Unglück gehabt!“ — „Wirklich?“ — „Die erste ist

mir durdgebrannt . . .“ — „Und die zweite?“ — „Nicht!“

„Doch, Frau Anderson, ich bin durchaus Anhänger des Zweifelsystems!“ — „Sie mögen ja recht haben . . . aber jedesmal Zwillinge zu bekommen, das ist doch schrecklich!“

Jansen rief seinen Freund Lemke an: „Hallo, Lemke, bist du da?“ — „Ja, wohl!“ — „Kannst du mir hundert Mark leihen?“ — „Die Verständigung ist sehr schlecht, ich kann nichts verstehen!“ — „Ich fragte, ob du mir hundert Mark borgen kannst?“ — „Die Verbindung muß nicht in Ordnung sein“, sagte Lemke, „ich verstehe kein Wort.“ — Da mißte sich das Fräulein vom Amt ein: „Die Verständigung ist ausgezeichnet, meine Herren!“ — „Dann leihen Sie ihm doch die hundert Mark!“, rief Lemke grimmig, „wenn Sie ihn so gut verstehen!“

„Denke dir,“ sagt Frau Doktor Feldberg zu ihrem Mann, „der junge Larsen hat mir erzählt, daß er nichts immer von unserer Tochter träumt!“ — „Das ist ja allerhand!“ meint der Gatte, „neulich erst hat er mich um ein Rezept gegen Alptrüben gebeten!“

Der Besitzer der Reparaturwerkstatt betrachtet kritisch das Auto, das er wieder in Ordnung bringen soll: „Wieviele haben Sie denn für den Wagen gegeben, mein Herr?“ — „Offen gesagt, ich habe ihn von einem Freund geschenkt bekommen!“ — „So, so,“ brummt der Fachmann, „da hat man Sie aber ordentlich über's Ohr gehauen!“

Made. „Glauben Sie nicht, mein Fräulein, daß Sie mich mit der Zeit lieben würden?“ — „Niemaß!“ „Dacht ich's doch: zu alt zum Lernen.“